

Abgetankt



Joachim Gies, freiberuflicher Fotograf aus Köln und 29 Jahre alt, möchte später gerne in einer ehemaligen Tankstelle wohnen. Er hätte auch nach China fliegen und dort Hochhäuser fotografieren können, wollte aber wissen, was vor seiner Tür passiert. Also hat er Tankstellen ausfindig gemacht. „Abgetankt“ heißt der Titel seiner 2013/14 entstandenen Fotoserie, die in 61 Fotografien den Zustand ausgedienter Tankstationen im Ruhrgebiet, im Sauerland, im Bergischen Land sowie im Rheinland zeigt. Der Fotograf dokumentiert, wie Tankstellen mehr als andere Bauten einem stetigen Wandel unterliegen. Irgendwann stehen sie nicht mehr am richtigen Platz. Nicht

mehr dort, wo der Verkehr vorbeirauscht. Für die gestiegene Zahl von Kunden zu klein und in der Ausstattung unzeitgemäß, werden sie aufgegeben. Es finden sich neue Nutzungen wie Autowerkstätten, Imbisse, Geschäfte oder – die Gelände liegen brach. Die bestimmenden architektonischen Merkmale einer Tankstelle bleiben aber meist sichtbar. Gies hat seine Serie im Bildband „Abgetankt“ veröffentlicht (134 Seiten, 61 Farbfotografien), erhältlich ist der Band im Selbstverlag unter www.abgetankt.de. Bis 24. April findet außerdem eine Ausstellung mit Gies' Fotografien statt im Düsseldorfer Haus der Architekten (Zollhof 1). Foto: Joachim Gies

Ein kleiner großer Roman aus Chile

VON SANDRA TRAUNER

Eine epische Liebesgeschichte als literarische Miniatur: Das ist „Bonsai“, ein Roman aus Chile, der zu kurz ist, um ein Roman zu sein. 90 Seiten hat das Büchlein, in kleinem Format und mit großen Lettern. Man liest es in, sagen wir, zwölf Minuten: macht ein Euro pro Minute. Aber der Autor kann nichts dafür und der Text noch weniger. Und dieser ist, das muss man sagen, jede Investition wert. Das Buch heißt nicht nur Bonsai, es ist ein Bonsai: ein winziger, ein kunstvoller, ein beeindruckender Text, der viel größer ist als sein Umfang. Genau genommen erzählt der 1975 geborene Autor die Geschichte sogar in noch komprimierterer Form als auf 90 Seiten: im ersten Absatz. „Am Ende stirbt Emilia. Julio stirbt nicht. Der Rest ist Literatur.“ Die beiden sind als Studenten ein Paar, dann trennen sie sich. Sie zieht fort und begeht am Ende Selbstmord. Er lebt weiter, ohne fortzufahren, wie Zambra es formuliert.

Weshalb sie sich trennen, warum sie sich das Leben nimmt: All das erfährt der Leser nicht oder nur in Andeutungen. Weshalb sie glücklich waren, das beschreibt die erste Hälfte des Buchs. Das Unglück in der zweiten Hälfte wird ausgespart. Aber genau das ist Zambras eigentliches Thema: das Unglück der Abwesenheit eines einmal erlebten Glücks. Wunderbare Sätze und Gedanken finden sich in dieser Miniatur einer großen Liebe. Was Julio für den Rest seines Lebens tut, ist kurios und doch folgerichtig: Er weigert sich, ohne Emilia als Mensch weiter zu wachsen. Er schreibt einen Roman über einen Bonsai, er zeichnet einen Bonsai, er züchtet einen Bonsai. Er wird eine Figur in einem Roman namens „Bonsai“. Nicht ganz ins Konzept passt, dass Nebenfiguren doch recht breiten Raum einnehmen: ein eitler alter Schriftsteller, eine Jugendfreundin und deren Mann. Beeindruckend ist das trotzdem: Um ihre Ehehölle zu beschreiben, braucht Zambra ganze sieben Zeilen.

Manchmal spielt der Autor mit der Literatur wie ein Kind mit Lego: Er meldet sich zu Wort und betont, dass x oder y unwichtig, dass sie Nebenfiguren sind. Er weigert sich sogar, sich einen Dialog auszudenken: „Julio spricht, aber man hört ihn nicht. Jemand müsste ihn lauter stellen.“ Das könnte man auch diesem Roman empfehlen.

■ Alejandro Zambra: Bonsai, Suhrkamp Berlin, 90 Seiten, 12 Euro.

Sprung aus dem Hochparterre

Die Wende aus der Sicht eines Punks: Peter Richters glänzender Roman „89/90“

VON JÖRG SCHURIG

„Als der Sommer kam, der die Welt verändern sollte, drapierte ich mein Bettzeug so, dass es aussah, als läge jemand darin, öffnete das Fenster und sprang in die Nacht. Das war keine große Sache; wir wohnten im Hochparterre.“ So beginnt Peter Richter das erste Buch seines autobiografischen Romans „89/90“ über die Wende in der DDR. Ein solcher Einstieg hat seine Vorzüge. Denn er lässt nicht nur jene am Geschehen teilhaben, die damals wie Richter im jugendlichen Alter Weltgeschichte im Zeitraffer erlebten. Wer so beginnt, sagt dem Leser auch: „Erinnert Euch an eure eigene Jugend. Womit dieser Roman dem Leser wiederum doppelten Nutzen beschert. Immer wieder zeigt Richter mit prägnanten Formulierungen auf, worum es ihm geht. Damit beugt er zugleich Erwartungshaltungen an einen Wende-Roman vor, die er selbst nicht erfüllen kann und erfüllen will:

„Wir waren fünfzehn in dem Jahr, in dem es mit der DDR zu Ende ging, und wenn man fünfzehn ist, ist man eher an Dingen interessiert, die einem zum ersten Mal passieren“, heißt es gleich zu Beginn. Auch wenn sich manche heute 40-Jährigen im Rückblick gern zu den Akteuren der friedlichen Revolution zählen möchten, der Realität dürfe das kaum entsprechen. Mit 15 hatte man in der DDR selbst im Sommer 1989 wohl andere Dinge im Kopf als die Agonie des eigenen Landes. Daran lässt auch Richter keinen Zweifel. Zu nächstlicher Stunde im zugesperrten Freibad abhängen, von Mädchen träumen und sich ab und zu mal mit den Flics anlegen, wie Polizisten seinerzeit auch fernab der Seine an der Elbe genannt wurden. Peter Richter beschreibt, worauf es für einen Jugendlichen im Osten damals ankam: Stiefel der Marke Doc Martens waren so wichtig wie noch zehn Jahre zuvor bei Bluesfans der Parka oder die Nickelbrille, auch wenn sie nur Fens-

terglas enthielt. Dennoch ist Richters Generation auf ihre Art bereits politisch. Anpassung, die in der Eltern- generation in West und Ost gleichermaßen als bewährte Praxis galt, findet immer weniger statt.

Plötzlich waren die Mädchen weg

„So ging einem das damals dauernd. Ständig waren plötzlich die Mädchen weg.“ Es ist Sommer 1989 und Tausende DDR-Bürger verlassen über Ungarn und später über die CSSR ihre Heimat: „Der Gedanke, dass die hübschesten Mädchen unserer Altersklasse ihren ersten Sex mit Popern aus Augsburg oder Bamberg haben würden, blieb unerträglich.“ Doch schon bald ist Richter mit seinen Freunden mitten drin in der Revolution. Die Fahrt der Züge mit DDR-Flüchtlingen aus der Prager Botschaft, Demonstrationen in Dresden, der Fall der Mauer, das erste Mal im Westen: Richter lässt keinen der ostdeutschen Wendepunkte auf

Mehr als zwei Drittel des Romans nimmt das Jahr 1989 ein. Dann folgt auf gut 150 Seiten 1990 mit Volkskammerwahlen, Währungsunion und dem Ableben der DDR. „Mir war das persönlich eigentlich egal, ob ich kein Ostgeld oder kein Westgeld hatte. Die pädagogisch begründete Knauserigkeit meiner Eltern galt in beiden Währungen.“ Immer häufiger müssen Richter und seine Clique Angriffe von Neonazis abwehren. Wer mit Irokesenkamm durch Dresdens Straßen läuft, wird von Skinheads zum Freiwild erklärt. Während Eltern und Großeltern in der Neuzeit zurechtzukommen versuchen, tobt in Teilen der Jugend ein Klassenkampf. Der Autor zeigt eine Schattenseite, die heute in glorreichen Berichten über die Wende gern übersehen wird.

Mit Nachwirkungen hat der Osten bis heute zu tun, auch wenn viele Skinheads von einst nun ein bürgerliches Leben führen und auch die damaligen Punks inzwischen auf ver-

schiedene Weise Karriere machen. Peter Richter ist Journalist geworden, hat Bücher geschrieben und arbeitet heute als Kulturkorrespondent der „Süddeutschen Zeitung“ in New York. Mit „89/90“ gelingt ihm ein Roman, der dank seiner literarischen Qualität mehr als ein Zeitdokument ist. Richter besticht mit seiner Sprache, genauem Blick und Witz. So dürfte er auch junge Leser finden, die diese Zeit nur aus Erzählungen anderer kennen. Zumal viele Fußnoten das Verständnis erleichtern.

Unlängst besuchte Richter mal wieder seine Heimatstadt Dresden. Auf einer Kundgebung der islamkritischen Pegida-Bewegung hat er sich ein Bild davon machen können, was heute viele Zeitgenossen in der Elbestadt bewegt. Sein Urteil fiel bissig aus.

■ Peter Richter: 89/90. Luchterhand Literaturverlag, München, 416 Seiten, 19,99 Euro.

Poetikvorlesungen von Daniel Kehlmann

(dpa) – „Kommt Geister“: Unter diesem Titel fasst Bestsellerautor Daniel Kehlmann (40) fünf Vorlesungen zusammen, die er im vergangenen Sommer an der Frankfurter Goethe-Universität gehalten hat. Klug und höchst vernünftig durchforstet der Schriftsteller („Die Vermessung der Welt“) die literarischen Landschaften, die sein eigenes Schaffen geprägt haben. Shakespeare, Grimmelshausen, Thomas Mann und vor allem der magische Realist Leo Perutz gehören zu seinen Vorbildern. Ein Bravourstück für sich ist die erste Vorlesung „Illyrien“, in der er die Verdrängung historischer Schuld im Nachkriegsdeutschland am Beispiel von Peter Alexander festmacht – kontrastiert mit dem Aufklärungsanspruch einer Ingeborg Bachmann (Rowohlt Verlag Reinbek bei Hamburg, 176 Seiten, 19,95 Euro).

Stalin und die Erotik des Bauchnabels

Milan Kundera meldet sich zurück: In seinem neuen Roman geht es um den Wert der Bedeutungslosigkeit

VON ANNA RINGLE-BRÄNDLI

Es ist ein bedeutendes Buch über die Bedeutungslosigkeit: Der preisgekrönte Autor Milan Kundera hat einen neuen Roman vorgelegt, der jetzt auf Deutsch erschienen ist. Stalinismus, die Erotik des Bauchnabels und Freundschaft unter Männern werden darin behandelt – und zwischen immer wieder die Frage nach dem Wert der Bedeutungslosigkeit. Und es geht um Humor. Federleicht kommt der Roman daher, Träume und Realität verschwimmen. Kundera, der immer wieder für den Literaturnobelpreis gehandelt wurde, zeichnet mit „Das Fest der Bedeutungslosigkeit“ ein fein beobachtetes Bild dieser Gesellschaft.

Laut dem Münchner Carl Hanser Verlag ist es jetzt 14 Jahre her, dass in Deutschland zuletzt ein Roman von Kundera erschien. 2001 kam „Die Unwissenheit“ auf den Markt. Zur Handlung des neuen Romans: Paris im Juni. Vier Männer. Alle in die Jahre gekommen. Jeder hat sein Päckchen zu tragen. Da ist zum Beispiel Alain, der damit leben muss, dass seine Mutter ihn in jungen Jahren verlassen hat und eigentlich nie gebären wollte. Er ist ein Mensch, der für alles und jeden um Entschuldigung bittet. „Die Entschuldiger“ titelt Kundera eine Passage seines Romans. Dann ist da Caliban, verkannter Schauspieler. Er verdingt sich jetzt mit Kellnern. Mit seinem Freund Charles organisiert er Cocktail-Par-

tys. Der Clou: Caliban gibt sich als Pakistaner aus und spricht eine erfundene Sprache, um die Abende mit den dumpfen Gesprächen der Gäste humorvoll zu überstehen. Und letztlich Ramon. Er würde so gerne eine Chagall-Ausstellung sehen, aber ihn eckelt die Schlange vor der Kasse an. Er kann sich nicht überwinden, sich anzustellen. Alle vier Männer treffen im Verlauf des Romans auf einer Cocktail-Party zusammen. Kundera, der am 1. April 86 Jahre alt wird, arbeitet auch in diesem Werk mit dem zutiefst Persönlichen seiner Figuren und stellt daneben große politische Bewegungen. Hier ist es wie schon öfter bei Kundera der Stalinismus.

Alles dreht sich um diese Geschichte: In einem Buch, das Charles seinen

Freunden vorstellt, wird eine Anekdote beschrieben, wie Stalin Genossen kleine „Histörchen“ aus seinem Leben erzählt, die nicht der Wirklichkeit entsprechen können. Einer der Anwesenden hat starken Harn-drang, reißt sich aber zusammen, zeigt Stalin so seine Treue und hört ihm weiter zu. Es ist das Staatssoberhaupt Kalinin. Die Hose ist am Ende der Geschichte nass. Stalin benennt schließlich eine Stadt nach ihm – aus Königsberg wird Kaliningrad. Den Erzähler statet Kundera, der vor allem durch seinen Roman „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ (1984) weltweit bekannt wurde, mit einer immanenten Präsenz aus. Er kennt die Innensicht der Figuren. Als Ich-Erzähler spricht er den Leser direkt an, konfrontiert ihn, ja versucht

sich gar, in dessen Gedanken zu versetzen. Mehr Nähe geht nicht.

Der Roman heißt in der französischen Originalausgabe „La fête de l'insignifiance“ und kam im vergangenen Jahr im Nachbarland auf den Markt.

Der Roman des 85-jährigen Schriftstellers, der im tschechischen Brünn (Brno) geboren wurde, zeitweise Mitglied der kommunistischen Partei war und vor vielen Jahrzehnten nach Frankreich emigrierte, bekam dort bereits viele gute Kritiken. Die Tageszeitung „Le Monde“ etwa lobte Kunderas „wunderbare Leichtigkeit“.

■ Milan Kundera: Das Fest der Bedeutungslosigkeit, Carl Hanser Verlag, 144 Seiten, 16,90 Euro.

Die Kunst des Kuratierens

(dpa) – Welche Philosophie verbirgt sich hinter dem Kuratieren einer Ausstellung? Hans Ulrich Obrist erzählt in seinem jetzt erschienenen Buch „Kuratieren!“ (Verlag C.H. Beck, München, 206 Seiten, 19,95 Euro), wie eine Ausstellung entstehen sollte. Und er weiß, wovon er schreibt. Obrist landete im jährlichen Ranking des britischen Magazins „ArtReview“ unlängst unter den zehn einflussreichsten Menschen der Weltweiten Kunstszene. Heute sind Dutzende Kunstschauen das Werk des Direktors der kleinen, aber feinen Londoner Serpentine Gallery. Kuratieren ist sein Lebensgefühl: „Ausstellungen können selbst Wirklichkeiten schaffen.“ Obrist erzählt von seinem Weg, von befreundeten Künstlern wie Gerhard Richter und vom obsessiven Leben mit der Kunst und für die Kunst.